

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 22 (1918)

Artikel: Volkskundliches bei den Schweizer Soldaten
Autor: Stingelin, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575667>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„guten Morgen mein lieber Herr Freudweiler *)!“

Heute Früh wollte ich mahlen, als mein verdamter Hünner Hund ein Theil meiner Farben auf den Boden verteuflete! Ich weis ich keine Farben zu bekommen, das Weiße, der gelbe Ocre, der Zinnober, u. die köllnische Erden sind au Diabla.

nun weis ich wohl das niemand von den Herren Maalern geribene Waßer Farben haben.

u. daß das Heilige Wynnacht Fest alle mögliche Boutique beschloßen hat.

ich habe zwar vor 3. Wochen in dem Don Tagblatt **) gelesen daß bey jemandem

*) Heinrich Freudweiler, Zürcher Genremaler, 1755 bis 1795. Der Brief stammt also aus der Zeit zwischen 1786, dem letzten Amtsjahr Landolts in Greifensee, und 1795, dem Todesjahr Freudweilers.

**) Donnerstagsblatt, zürcherische Wochenzeitung, die 1730—80 als Donnerstags-Nachrichten, 1781—1890 als Donnerstagsblatt und 1800—42 als Zürcherisches Wochenblatt erschien.

schöne geribene Farben zu kaufen seien aber des verdamten Reibers Namen erinere ich mich nicht. nun weis ich gar wohl daß der krumme Müller *) zu allen Zeiten schöne in Muschel abgeschütete Farben verkaufte. Da ich aber nicht weis wo der krumme Ingenieur wohnt, u. wir beyde nicht zu wohl mit einander stehen, so bithe ich Sie auf das freundschaftlichste jeman von Ihren Leuthen dahin zu schicken, und ein von jeder Sorte oben erwehnter Farben ein halb Dogenh Muschel beschicken zu lassen.

Da ich von den Gesinnungen des Herrn Ingenieur überzeugt bin, so zweifle ich nicht eine Lösung so klein sie ist, wird das Gewissen desselben nicht so stark beschwehren.

Adieu —

Ihr ganz ergebenster Maaler
Landolt ohne Farben“

*) Johannes Müller, Ingenieur, Mathematiker, Kalandermacher und Wachtschreiber, 1733—1815.

Volkskundliches bei den Schweizer Soldaten.

(Fortsetzung).

Ähnlich verhält es sich mit dem Grußzwang. Da muß der Soldat einen ihm wildfremden Menschen grüßen, weil dieser zufällig am Kleide einige andere Zeichen trägt als er selber. Er grüßt eigentlich ein Kleid und nicht einen Menschen. Der Vergleich mit Gehlers Hut in Altdorf liegt ziemlich nahe. Noch schlimmer ist es, wenn in dem Kleid ein Mann steckt, der des Untergebenen Achtung nicht besitzt, der vielleicht von ihm verachtet oder sogar gehaßt wird. Aber auch dem bekannten und geachteten Vorgesetzten gegenüber ist das erzwungene Grüßen etwas Undemokratisches und wird von feinfühligem Menschen beidseitig als Unaufrichtigkeit und Heuchelei empfunden. Wie oft drückt man sich da um eine Hausecke oder in eine Wirtschafft, um dem Zwang auszuweichen! Es wäre lehrreich, festzustellen, wie oft schon seit dem 3. August 1914 in den Befehlen der verschiedensten Kommandostellen auf mangelhaftes Grüßen hingewiesen wurde, meistens mit Strafandrohung, wie oft den Unteroffizieren gegenüber der Gruß gefordert wurde und wie viele Strafen

wegen unterlassenen Grußes ausgesprochen wurden.

Letztthin beobachtete ich vor dem Hauptausgang des Bahnhofes zwei Soldaten im Gespräch. Bald mußten sie nach links, bald nach rechts das Mannli machen, jetzt vor einem Hauptmann, dann vor einem Oberst, dann vor einem Leutnant und einer Dame. Nach fünf Minuten wurde es ihnen zu dumm. „Du, mier wei da furt, das isch e verfluecht zügige Egge!“ meinte der eine, und sie wanderten hinüber in den Schweizerhof. Bedauernd schaute ich ihnen nach; denn dort gerieten sie wahrscheinlich vom Regen in die Traufe.

Auf andere Weise behandelte den Zwang jenes Trüpplein Urlauber, das mit geschultertem Gewehr durch die Lauben unserer guten Stadt marschierte, getreu dem Befehle des Divisionärs, das Gewehr dürfe nicht mehr angehängt, sondern nur geschultert getragen werden. Bei diesem Urlaubermarsch ging, wohl infolge einiger Nachhilfe, eine große, elektrische Lampe in Scherben. Daraufhin erfolgte prompt die Verfügung, der

Gewehrschulterbefehl gelte für die Urlauber nicht. Wenn dies Geschichtchen nicht wahr ist, so ist es wenigstens gut erfunden.

Jenem andern Soldaten, den ein Kamerad von mir beobachtete, war dagegen der Gehorsam in den kleinsten Dingen wohl in Fleisch und Blut übergegangen. Damit im Dienst keiner in Versuchung kommt, jemals das Gewehr anzuhängen, muß der Tragriemen ganz kurz geschnallt werden. Wer in den Urlaub geht, verlängert ihn vorher auf das gewöhnliche Maß. Ein solcher Urlauber kehrte letzter Tage auf die Hauptwache in Bern zurück. Kurz grüßte er seine Kameraden und machte sich dann sofort daran, sein Gewehr wieder in den schulterfähigen Zustand zu versetzen. Erst als das in Ordnung war, legte er seinen Tornister ab und machte es sich gemütlich. Ich muß ihm das Lob eines Muster Soldaten spenden, obschon ich vermute, er habe in stillem Zorn ein wenig demonstriert.

Man sieht schon aus diesen wenigen Beispielen, wie sich der Soldat dem Zwange zu entziehen sucht und wie ihm auch häufig der aus dem Volksleben mitgebrachte Humor dabei hilft.

Die folgenden drei Abschnitte, in denen von Kriegsprophezeiungen und Zaubermitteln und -formeln, von Nahrung, Kleidung und Körperpflege, von Sprache und Gesang die Rede ist, werden immer wieder den Schweizer Soldaten als Angehörigen eines demokratischen Volkes erscheinen lassen, sodaß sie eigentlich auch in den Dienst des ersten Abschnittes treten. Ich möchte diesen nicht abschließen, ohne mit einigen Sätzen sozusagen den Extrakt noch darzustellen:

Heer und Demokratie sind in ihren psychologischen Grundlagen Gegensätze. Zur Verteidigung unserer Demokratie haben wir aber das Heer nötig — leider noch nötig.

Ein brauchbares Heer kann, äußerlich betrachtet, nicht demokratisch sein, weil auf der einen Seite der Wille des Führers und auf der andern der unbedingte Gehorsam des Untergebenen stehen muß. Gegen den Zwang zum unbedingten Gehorsam sträubt sich das demokratische Gefühl. Im demokratischen Heer muß also an die Stelle des Zwangs die Selbst-

disziplin treten. Diese muß sich stützen können auf ein felsenfestes Vertrauen zum Vorgesetzten. Dann erwächst daraus der unbedingte Gehorsam, der zuverlässiger ist als der blinde, gedankenlose und würdig nicht nur eines demokratischen Heeres, sondern auch eines demokratischen Volkes.

Und zum Schlusse seien als Folgerungen und zum Nachdenken fünf Probleme aufgestellt: 1. Ist der Zwang in Neußerlichkeiten das einzige oder das wichtigste oder ein wichtiges oder ein unwichtiges oder ein verfehltes Mittel in der Erziehung zur Selbstdisziplin? 2. Ist der Zwang überhaupt verwerflich oder nur welcher? 3. Welche Erziehungsmittel führen am sichersten zur Selbstdisziplin? 4. Ist vielleicht die Selbstdisziplin ein unerreichbares Ideal? 5. Wie steht es damit in unserer Armee?

II. Kriegsprophezeiungen, Zaubermittel und -formeln.

Neben meinen eigenen Erfahrungen im Militärdienst dienten mir als Quellen für diesen und die beiden folgenden Abschnitte hauptsächlich die Einsendungen schweizerischer Wehrmänner, die Dr. Hanns Bächtold in Basel zusammengestellt hat unter dem Titel: „Aus Leben und Sprache des Schweizer Soldaten“ (4. und 5. stark vermehrtes Tausend der „Volkskundlichen Mitteilungen aus dem Schweiz. Soldatenleben“). Wer tiefer eindringen möchte in das Verständnis unseres Militärlebens, der greife zu diesen Schriften; nicht nur belehren werden sie ihn, sondern auch unterhalten.

Kriegsprophezeiungen der verschiedensten Art und von neuen und alten Propheten hat man je und je in den Zeiten lesen können — nachdem der Krieg einmal da war. Bächtold nennt als solche Propheten den Philanthropen Giovanni Bosco (1815—1862), ein Mädchen in Lörrach, eine alte Frau in Erschwil, eine Hellscherin in St. Gallen, eine Frau auf dem Rastzerfeld und den Bruder Niklaus von der Flüe, auf den sich eine große Zahl von Weissagungen berufen (S. 13). Als Kriegsvorzeichen werden von ihm angeführt: das Erscheinen eines Kometen, häufiges Niederfallen von Me-

teorsteinen, ein doppelter Ring um den Mond, Stellung des Sternbildes Bär in der Nähe des Mondes, Nordlichter, außergewöhnlich roter Himmel, Rotfärbung des Murtensees, vorzeitiger Abzug der Zugvögel, Einzug fremder Vögel, Umzug der Störche von ihren gewöhnlichen Nestern auf Feldbäume, Kämpfe zwischen Krähen und Habichten, Erscheinen des eigentlichen Kriegsvogels, des Seidenschwanzes. Dieser erschien im Winter 1913/14 auf dem Zuge aus seiner nordischen Heimat auch in der Schweiz, wo er seit Menschengedenken nicht mehr war; er ist aber auch ein Pestverkünder.

Die Zauberei spielt in manchen Volkskreisen immer noch eine Rolle, und zwar nicht nur in der Provinz, sondern auch in Städten, die sich der Aufklärung rühmen, man denke an die Wahrsagerinnen in Zürich. Lektin las ich in einer Tageszeitung folgende Anzeige: „1 Horoskop, gibt Aufschluß über Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, Charakter, Liebe, Heirat, Beruf usw. Während Kriegsdauer zu 5 Fr. Geburtsdatum angeben. Prospekt gratis. E. Germann, Bahnhofstrasse 420, Zürich.“

Die Zaubermittel, zu denen auch die Schutzbriefe gehören, sind Reste eines alten Glaubens, den man jetzt, da man über ihn hinaus ist oder zu sein meint, Aberglauben nennt. Er war aber auch einmal ein lebendiger Glaube, der im Volke Spuren hinterlassen hat. Welche Zaubermittel und -formeln von unsern Soldaten noch benützt werden, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Bei den Walliser Soldaten habe ich oft beobachtet, daß sie eine Art Amulette trugen. Leider unterließ ich es, mich darüber aufklären zu lassen. Ich vermutete aber irgend einen religiösen Grund und wollte es vermeiden, das religiöse Gefühl der Soldaten zu verletzen. Von den vielen Zaubermitteln, die Bächtold nennt, greife ich eine Anzahl heraus:

Zum Schutze des Lebens dienen folgende: Man trägt die Photographien lieber Angehöriger auf sich. In die linke obere Brusttasche schiebt man die Blechschachtel mit der Verbandpatrone. Vierblättriger Klee oder drei Erbsen, die man in drei Kleidungsstücke verteilt und jeden

Tag wechselt, tun den Dienst auch. Man trägt Hasenpfoten bei sich.

Gegen Verwundung gibt es viele Schutzmittel: Beifuß und Eisenkraut gräbt man, wenn die Sonne im Zeichen der Jungfrau steht, und trägt die Kräuter bei sich. Man ißt am Morgen nüchtern das Kraut Wegwartwurz. Als Schutz gegen das Gestochenwerden braucht man ein ziemlich umständliches Mittel: Man sticht einer jungen Kaze die Augen aus, legt ihr zwei Bohnen in die Augenlöcher, begräbt das Tier lebendig, und die Bohnen, die dann wachsen, trägt man bei sich. Oder man gräbt am Auffahrtstag Totenneßelwurz, wäscht sie zuerst in fließendem Wasser und dann mit Wein und trägt sie bei sich. Man spricht Sammel + Arant + Samel + und macht nach jedem Wort mit bloßem Schwert ein Kreuz auf die Erde.

Gegen feindliche Kugeln ist man geschützt, wenn man durch Blieschlag gesplittertes Pappelholz im Sack trägt. Legt man dieses Holz hinter die Scheibe, so trifft der Schütze nicht. Eine Gensgenwurz wird bei Neumond an einem Freitag vor Sonnenaufgang während des Auf sagens eines frommen Spruches ausgegraben, in roten Sammet gewickelt und mitgetragen.

Eine Menge Mittel und Zauberformeln wendet man an, um sicher zu treffen. Man schüttet Quecksilber in die Schuhe, man dreht die Patrone zwischen den Lippen herum, man faßt die Patrone mit zwei Fingern am hintern Ende und macht damit eine schnelle, heftige Bewegung gegen den Boden, man rißt Zeichen und Worte in die Kugeln, man braucht Glückskugeln, die in der Johannisnacht um Mitternacht unter allerlei Sprüchen gegossen wurden, man läßt die Kugeln segnen, d. h. mit Zauberformeln besprechen (ältere Jäger, Soldaten im Sonderbundskrieg), man nimmt drei oder fünf junge Schwalben, verbrennt sie in einem neuen Topf zu Pulver und mischt dieses unter das andere, man macht das Gleiche mit einer Fledermaus, die man aber nicht mit den Fingern, sondern nur mit einem Schnupftuch oder einem Lumpen anrühren, nur mit Silber totschlagen und nur zwischen zwei Ziegeln verbrennen darf.

Zauberformeln für das sichere Treffen gibt es kurze und lange. In Moudon fand man in einem Heft aus den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts ein ganzes Rezept über die Verwendung von Blut und Knochen als Pulverzusatz. Zudem mußte man drei Finger breit vor dem Korn zwischen Schaft und Lauf einen Zettel schieben mit den Wörtern: SATOR, AREBO, TENET, OBETA, ROTAS. Ein altes Buch gibt als Treffmittel folgende Wörter an: Arill ad goll gotzo. Auch fromme Sprüche sollen denselben Dienst tun. Es gibt auch Mittel und Sprüche, die Waffe des Gegners zu stellen, zu beschleßen, und die eigene gestellte oder beschleßene wieder von dem Zauber zu lösen. (Bächtold S. 29).

Neben diesen wichtigsten Dingen, Schutz gegen Gefahr und Treffsicherheit, hat der Krieger noch allerlei nötig, für das ihm die verschiedensten Mittel zur Verfügung stehen.

Vor allgemeinem Unheil schützt man sich, wenn man bestimmte Geldstücke oder gefundene Kupferstücke in der Westentasche trägt.

Eine heimlich bei sich getragene Fledermaus schützt vor Schlaf.

Müde wird man nicht, wenn man Beifuß und Eisenkraut zu sich nimmt oder Schellkrautwurz unter den linken Fuß legt. Ist man Welscher, so schreibt man zum gleichen Zweck auf drei Zettel: Gaspard, Melchior, Balthazard.

Mut kriegt man, wenn man Schießpulver in den Wein mischt. Tatsächlich sollen im Oberland und im Emmental im Sommer 1914 viele Soldaten dieses Mittel in Menge geschluckt haben.

Gold soll die Gefahr anziehen. Der eine und der andere ließ deshalb seinen Ehering zu Hause. Auch Messer mit sieben Rlingen und Kartenspiele sind gefährlich.

Wenn man trotz allen Mitteln verwundet wird, so kann man die Gefahr durch Stellen des Blutes abwenden. Weißer Beifuß in weißem Wein gesotten, damit gewaschen und davon getrunken, ist dafür bewährt. Auch Sprüche, in denen von den Wunden Jesu die Rede ist, sollen helfen. (Bächtold S. 30).

Außer diesen Zaubermitteln sind sogenannte Schutzbriefe sehr verbreitet.

Die einfachsten sind nur mit einer Reihe Buchstaben, Zahlen und Wörtern beschrieben, z. B. „A R Z H“ oder „X 3 P N Aligell“. Zahlreiche Schutzbriefe enthalten als Zauberformel das sogenannte „Unser Vater“, das aber gar nicht mit dem bekannten christlichen Gebet übereinstimmt. Ein solcher Brief wurde von einer Deutschen, die in der Schweiz wohnt, mitgeteilt mit der Bemerkung: „Der Brief wurde letztes Jahr meinem Sohne zugesandt, als er in den Krieg ging. Er ist bis heute durch allerlei Wunder und Zufälle vom Kriegsdienst verschont geblieben und bekleidet heute als Zweiundzwanzigjähriger eine Staatsstelle im deutschen Reich.“ Ein Schutzbrief in französischer Sprache hat einem im Waadtland niedergelassenen Italiener in schwierigen und gefährlichen Lebenslagen geholfen. (Bächtold S. 22).

Ein 8 cm breiter und 310 cm langer Schutzbrief aus Pergament wurde aus der Innerschweiz zum Verkauf angeboten. Er stammt aus dem Ende des 18. oder dem Anfang des 19. Jahrhunderts und enthält eine Reihe von Schutzformeln und auf der Rückseite eine Menge zauberhafter Kreiszeichen, die gegen alles Mögliche nützlich sind. Solche „Schutzstreifen“ waren früher sehr häufig, sind aber auch jetzt wieder in Gebrauch.

Während des Krieges und auch schon vorher sind sog. „Kettenbriefe“ recht häufig verbreitet worden. Es braucht dazu schreiblustige Leute; denn man muß den Brief neun Tage lang jeden Tag einmal abschreiben und ihn ohne Unterschrift an einen Bekannten senden. Am neunten Tage wird man den Lohn in Gestalt einer großen Freude empfangen. (Bächtold S. 25).

Es gibt auch eine Reihe Zauberformeln, die dem Feinde die Kraft nehmen, und durch einen ganz frommen Spruch kann man sogar seine Liebe erwerben. (Bächtold S. 27).

Von all dieser Zauberei ist im Leben des Soldaten fast nichts zu bemerken, wenigstens nicht für den Offizier, der gerade dann von der Mannschaft abgeschlossen ist, wenn vielleicht solche Sachen besprochen werden, ich meine während der freien Zeit und im Rantonnement.

Daß aber Bächtold diese Angaben aus Einsendungen schweizerischer Wehrmänner zusammenstellen konnte, ist mir ein Beweis, daß sich unsere Soldaten noch mit solchen geheimnisvollen Sachen beschäftigen. Wohl ist es nicht möglich, festzustellen, in welchem Maß dies geschieht; denn eigentlich sind es Glaubenssachen, die vor Nachforschung und aus Furcht vor Spott schon im Innersten verborgen werden. Es ist deshalb immer unvorsichtig, wenn Vorgesetzte über solchen „Aberglauben“ spotten. Noch schlimmer ist es natürlich, wenn sie den gegenwärtig gültigen christlichen Glauben zur Zielscheibe ihres Witzes wählen. Wohl werden sie als Lohn das Hohnlachen der Mehrzahl ihrer Untergebenen genießen, aber dafür andere, jaßt die bessern, im Innersten verletzen.

Nichts wurzelt so tief im Volksbewußtsein, wie ein Glaube, und die Soldaten streifen mit dem Bürgerkleid diesen Volksglauben nicht ab, sie nehmen ihn mit. Und ihn zu achten und zu schonen, ist Pflicht des Vorgesetzten. Er hat nicht das Recht, niemand überhaupt hat das Recht, einen Glauben als falsch, als dumm, als unwürdigen Standpunkt zu bezeichnen, zu verspotten. Des Menschen Glaube ist sein Himmelreich, ist ein Teil seines Ich. Der Mensch hat ein Recht auf einen Glauben, sei dieser nun nach dem Urteil der andern rückständig oder falsch oder gar kein Glaube. Auch der Soldat soll in seinem Glauben, in seiner persönlichen Ueberzeugung und Freiheit nicht angetastet werden; denn dies ist nicht nur heiliges Volksgut, sondern auch göttlicher Eigenbesitz.

Natürlich sind in frühern Zeiten solche Mittel, die man jetzt Zauberei, Aberglauben nennt, viel häufiger angewendet worden. Als Beispiel erinnere ich an die Erzählung von J. J. Romang, „Kugelfest“, in der sich allerdings das geheimnisvolle Schutzmittel des französischen Führers, der mit seiner Mannschaft in das Saanerland einfallen sollte, zuletzt als ein starker Panzer entpuppte, der wohl den Bleifugeln widerstand, aber nicht dem Spitzgeschloß, das eine Karstzinke lieferte. Aber die Saaner hatten fest geglaubt, der Franzose stehe mit dem Teufel im Bund.

Interessanter als die bloße Aufzählung all dieser Zaubereien usw. wäre ihre Deutung, doch muß ich dies dem Geschichtsforscher überlassen. Hier handelte es sich nur darum, zu zeigen, daß auch auf diesem Gebiete mehr geistiger Art sich Fäden finden, die Volksleben und Militärleben enge miteinander verknüpfen.

III. Nahrung, Kleidung, Körperpflege.

Es ist im Militärdienst nicht immer leicht, den Küchenzettel zu machen, und es wird natürlich, so gut wie in den Haushaltungen, zur Zeit des Mangels und der Rationierungen immer schwieriger. Man darf dabei allerdings nicht zu sehr auf die Schimpfereien hören.

Das Schimpfen über das Essen ist zwar auch Volksgut, aber nicht nur schweizerisches. Von den niedersten bis zu den höchsten Kreisen wird grob und fein über das Futter geschimpft, in den Familien sowohl wie in Pensionen, Anstalten und Hotels. Die Leibesnahrung spielt eben bei der Mehrzahl der Menschen die wichtigste Rolle im Leben, die meisten Gedanken hängen sich daran, und da ist es selbstverständlich, daß sich auch die Kritik am eingehendsten damit beschäftigt.

Warum sollen also die Soldaten nicht auch das Recht haben, über das Essen zu schimpfen? Dabei ist es natürlich die Pflicht derer, die für die Verpflegung zu sorgen haben, diese wenn irgend möglich den heimatischen Gewohnheiten der Soldaten anzupassen. Die Bergbewohner ziehen Milch und Käse und auch Kartoffeln den Erzeugnissen des ebenen Landes, dem Obst und den feinem Gemüsen vor. Kaffee und Rösti zum Nachtessen macht sie den harten Arbeitstag vergessen und weckt heimatische, festliche Gefühle. Die Großzahl der Wehrmänner empfand auch die Herabsetzung der Fleischportion und den Ersatz durch Käse, Trockengemüse, Kartoffeln, Mais usw. als Wohltat. Je mehr sich die Militärkost derjenigen des Volkes nähert, desto weniger wird sie Anlaß geben zu Gesundheitsstörungen und natürlich auch zu abfälliger Kritik.

Schwieriger wird die Betrachtung in bezug auf die geistigen Getränke.

Wenn das Schweizervolk jeden Tag mehr als eine Million Franken für Alkohol ausgibt, so darf man wohl behaupten, diese Volksgewohnheit verdiene keinen Schutz, im Gegenteil. Es wurde denn auch in der Armee das strikte Alkoholverbot während der Arbeitszeit durchgeführt. Aber auch dieses gut zu begründende, für Mannszucht und Gesundheit wichtige Verbot, wird immer wieder umgangen, weil es eben als Zwang empfunden wird. Immerhin ist erreicht worden, daß der Alkoholgenuß unter den Soldaten bedeutend abgenommen hat, und was noch wichtiger ist: die Auffassung, daß die Uniform zum Vieltrinken und sich Berauschen berechtige und auffordere, diese Auffassung ist seit 1914 doch wohl aus der Armee verschwunden. Ich erinnere mich noch gut, daß zu den frühern Wiederholungskursen viele Soldaten betrunken einrückten. Das kommt doch jetzt nur mehr vereinzelt vor.

Auch im Volke hat sicher der Mäßigkeitsgedanke in den letzten Jahrzehnten große Fortschritte gemacht, die natürlich auch im Militärdienst festzustellen sind. Die Meinung, erst das tüchtige Saufen mache den Bürger zum Soldaten, besteht wohl nur noch bei den jungen Leuten, die sich zur Rekrutierung stellen. Haben doch vor kurzem im Kanton Bern solche Blüten des Vaterlandes wegen öffentlichen Aergernisses bestraft werden müssen. Lustig geht es zwar an diesen Tagen fast überall zu. Weil aber der Volksitte gemäß zur Fröhlichkeit der Alkohol gehört, artet diese häufig aus und bekommt einen bitteren Nachgeschmack.

In jedem Kanton haben die Stellungs-pflichtigen ihre eigenen Gebräuche; aber trotz den verschiedenen Bändern, Schleifen und Medaillen an Hüten und Kleidern, trotz der besondern Art der Umzüge und Wagenfahrten endet der Tag doch immer in einer Wirtshaft, wo tüchtig getrunken und gebrüllt wird. An einigen Orten (Aargau) leisten die Behörden Beiträge an den Trunk. Im Unterwallis wird die Ehre, die große Fahne tragen zu dürfen, an den Meißbiefenden verkauft, und aus dem Erlös werden Wagenfahrt und Getränke bezahlt. In solothurnischen Gemeinden muß jeder Untaugliche einen Doppelliter blechen (nach Bächtold).

Man könnte fragen, ob jetzt, da der Mäßigkeitsgedanke sich Bahn gebrochen hat, im Militärdienst der Zwang zur Enthaltbarkeit noch am Platz ist, ob die Volksgewohnheit des Alkoholgenußes, die ohne Zweifel immer vom Uebel sein wird, nicht durch Belehrung und Aufklärung gründlicher bekämpft werden könnte als durch Zwang. Vielleicht sind unsere Soldaten doch so verständig, daß sie von der Schädlichkeit der geistigen Getränke überzeugt werden könnten, sodaß man es dann ruhig ihrem Urteil überlassen dürfte, welches Maß ihnen zuträglich ist und zu welcher Zeit sie es genießen wollen. Es könnte auch das Zusammenwirken von Belehrung und Zwang als das Beste angesehen werden. Der Demokrat wird aber bei jedem Zwang mißtrauisch, vermutet dann hinter der Belehrung eine Art Bauernfängerei, und es gelingt schwer, ihn zu überzeugen. Wirksamer als ein Verbot ist wohl das Beispiel der Vorgesetzten. Ein Offizier, der sich selber streng vor jeder Unmäßigkeit hütet, wird sowohl durch Belehrung wie durch Zwang den Alkoholgenuß bei seinen Untergebenen auf das richtige Maß beschränken können. Er wird seiner Truppe gestatten dürfen, ausnahmsweise auch einmal während der Arbeitszeit ein Gläschen zu trinken, ohne dadurch der Disziplin zu schaden.

Im fernern wollen wir bei der Kleidung der Soldaten nach Volksgewohnheiten forschen. Ich weiß nicht, ob es eine nur den Schweizern eigentümliche Gewohnheit ist, den Rock auszuziehen, sobald es ein wenig warm macht. Bei der Arbeit, beim Essen, beim gemütlichen Ausruhen ist es ihm am wohlsten in den bloßen Hemdärmeln. Ein zugeknöpfter Rock ist ihm geradezu ein Greuel, überhaupt jede Beengung durch Kleidungsstücke.

Als Rekrut hatte ich auf dem Schießplatz Schreiberdienste zu verrichten. In meiner Bürgerunschuld glaubte ich dabei den Leibgurt mit den schweren Patronentaschen entbehren zu können. Aus dem Tornister zog ich die Mühe und setzte sie auf statt dem drückenden Käppi mit dem engenden Sturmband. Da meinte der Instruktor zu mir, ich hätte auch bloß in den Badhosen erscheinen können.

Jeder Offizier wüßte zu erzählen von

dem Kampf gegen offene Knöpfe, schlecht-sitzende Käppi, Herumlaufen ohne Leibgurt, nicht geschlossene Kragen. In jedem Befehl über militärischen Anstand wird über unordentlich gekleidete Soldaten in Eisenbahnzügen geklagt. Ueber den einheitlichen Anzug bei den Reinigungsarbeiten müssen immer wieder Vorträge gehalten werden. Welche Mühe kostete es, bis man den Wallisern das Umbinden ihrer farbigen Nastücher um den Hals abgewöhnt hatte! Zum Lachen ist der Kampf gegen das Tragen von Westen. Auch an warmen Sommertagen erscheint diese praktische Hülle unter der Bluse. Aufklärungen von Ärzten und strenge Befehle nützen für den Augenblick, nach einiger Zeit wird eben wieder dieses liebe, heimatische Kleidungsstück getragen. In das gleiche Kapitel gehören auch die unter dem Waffenrock hervor baumelnden Uhrenketten, das Umstülpen der Hosen, die schief oder hinten auf dem Kopf sitzenden Mützen und Käppi, das Versenken der Hände in die Hosensäcke, die viel zu lose geschnallten Sturmbänder usw.

Nun zur Körperpflege! Da fällt mir zuerst jener Walliserrefrut ein, den ich in Chur dreimal nacheinander unter die Dusche schicken mußte, bevor seine natürliche Hautfarbe hervortrat.

Es darf mit Recht behauptet werden, daß der Militärdienst und besonders die lange Grenzbesatzungszeit für Körperpflege und Reinlichkeit viel Gutes gewirkt hat. Welches Vorurteil herrschte z. B. früher gegen das Waschen der Füße! Alle möglichen Uebel sollte es verursachen. Und wie mancher, der ganze Abwaschungen des Körpers und Vollbäder kaum vom Hörensagen kannte, konnte nun im Winter das wohlige Prideln einer warmen Dusche genießen, konnte im Sommer täglich sein Luft- und Sonnenbad nehmen und in den Bächen und Flüssen des Jura wie im warmen Wasser der Tessiner Seen herum-schwadern.

Hat hierin der Militärdienst die Volksgewohnheiten verbessert und ausgemerzt, so sind diese in bezug auf Krankheiten und Heilmittel wohl noch ziemlich unangestastet geblieben. Im Volke hält man eben noch gar viel auf allerlei Heilmitteln, und erst wenn diese versagen, holt man

den Arzt. Auch der Soldat hat zu den Militärärzten gewöhnlich nicht viel Vertrauen, häufig zieht ihn nur das bessere Lager und das Bedürfnis nach Ruhe ins Krankenzimmer; für sein Leiden wüßte er die bessern Mitteln als der Arzt. Solcher gibt es eine Fülle. Nach Bächtold führe ich folgende an, die ihm von Soldaten mitgeteilt wurden. Man wird sofort erkennen, daß es meistens Volksmittel und nicht Soldatenmittel sind.

Ein Universalmittel ist englischer Wunderbalsam. Gegen Erkältung wickelt man einen getragenen Strumpf um den Hals oder legt Zeitungen auf die Brust. Gegen den Durst kaut man getrocknete Zwetschgen oder Brotkonserven. Hustflatisch im Käppi schützt gegen Hitzschlag, eine weiße Zwiebel gegen Kopfschmerz. Knoblauch in der Tasche wehrt der Ansteckung, der Cholera usw. Gegen Rheumatismen wird empfohlen, eine Kartoffel oder drei rohe Kastanien oder Farrenkräuter oder ein Stück Siegelwachs im Sack zu tragen. Ein Stück Schwefel in der Tasche schützt vor Wadenkrampf. Rauchen hilft gegen Genickstarre. Herbstzeitlosen in den Socken verhindern die Entstehung von Hühneraugen, und das Einseifen der Socken schützt gegen Blattern. Den „Wolf“ füttert man mit Nußbaumblättern, Talg, fettem Speck und Gewehrfett. Quecksilber in den Hosen schützt vor Ungeziefer. Als Mittel gegen Seitenstechen wird empfohlen, sich dreimal nach der Seite hin zu bücken, die unter dem Stechen leidet. Dabei muß man einen Stein aufheben und ihn wieder genau an den gleichen Ort zurücklegen. Dieses Mittel habe ich als Knabe selbst unzähligemal probiert, nur bestand damals die Vorschrift, man müsse dreimal unter den Stein spucken.

Im allgemeinen wird man behaupten dürfen, daß Nahrung, Kleidung und Körperpflege durch den Militärdienst in gutem Sinn beeinflusst wurden. Es wäre interessant, noch zu untersuchen, wie der Aufenthalt in andern Landesgegenden auf die Gewohnheiten der Soldaten einwirkte und ob das im Militärdienst Gelernte und Angenommene auch im Volksleben beibehalten wurde; dies muß ich aber dem Leser zum Nachdenken und Beobachten überlassen.

(Schluß folgt).